

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Die Hölle.

Von Kurt Müller.

Martin Goodemann kam aus dem Feuerbureau von Samuel Witting in der Admiralitätsstraße, ging ohne sich umzusehen, die Straße hinunter, quer über die Schaartorbrücke, legte die Arme auf das steinerne Geländer und schaute in das unruhige Wasser des Hamburger Hafens.

Nun war er so weit. Nun war er Heizer auf der „Elisabeth“, die in zwei Stunden auf große Fahrt sollte... nach Lissabon, durch den Suezkanal nach Bombay, nach China... Gott weiß wohin.

Heizer! Er hatte in seinem Leben noch in keinem Schiffsbunker hineingekuckt, noch vor keinem Feuerloch gestanden und noch nie eine Kohlenkessel in der Hand gehabt. Und in zwei Stunden!

Martin Goodemann schaute über den Hafen weg, in dem es tutele, brüllte, zischte und rauschte. Es war kurz nach Mittag. Durch das unaufhörlich schwappende Wasser hob sich vom Reibersteg her, eine Fährte, dicht besetzt mit Arbeitern in schwarzen Joden. Weit hinein im Nebel, gerade über dem Sturmwall auf dem großen, roten Gebäude am Kaiserthor, stand matt und kraftlos die Sonne.

Achtzehn Jahre... sein ganzes Leben lang... in Hamburg und in knapp zwei Stunden auf der Fahrt nach China! Ganz weit hinten, man konnte nicht hinderssehen, denn die roten Lagerhäuser auf dem Reibersteg verpörrten die Aussicht, lag im Baalenhafen die „Elisabeth“. Ein schöner Name... Elisabeth! Martin Goodemann fühlte sich geborgen, wenn er den Namen vor sich hinsagte. Er was Mütterliches war darin... etwas Heimatisches.

Martin Goodemann verpörrte Hunger. Und hatte nur noch ein paar Kupferstücke in der Hosentasche. Der letzte Taler lag in der Schmutzigen Tasche des alten Samuel Witting, der ihm dafür den Heizerbrief in die Hand gesteckt hatte. Bei einem fliegenden Milchverkäufer am Baumwall kaufte er sich ein Glas heiße Milch. Aber der Hunger ging nicht weg und so trollte Martin Goodemann die Hafenstraßen hinunter, um zeitig an Bord zu sein.

Bei einem Hause auf dem Kaien blieb er plötzlich stehen. Durch ein breites Fenster schaute er in die Kellertube eines Schusters hinein. Großer Gott, dachte Martin Goodemann, wie gemütlich! Da saß auf einem Schmel dicht vorm Fenster der Schuster, ein alter Mann mit weißen Bartstoppeln. Er hielt ein paar Eisenstücke zwischen den zusammengekniffenen Lippen und schlug einen Stiel nach dem andern munter in die Sohle eines trächtigen Stiefels. Allerlei Schustergerät lag bunt durcheinander auf dem Tisch vor ihm. Grüne Topfplanken standen auf dem Fensterbrett und zierliche Schlinggewächse rankten an jeder Seite lustig in die Höhe. Das Schöne aber war ein leuchtend grüner Papagei in einem von der Decke herabhängenden Holzring. Es war ein lebendiger Papagei und auch kein gewöhnlicher Kanaari. Sondern ein künstlicher Vogel aus grünen Lackleppen mit schwarzen Glasaugen, die blank auf das Schusterhandwerk hinunterlugen. Fein, dachte Martin Goodemann, da unter dem grünen Papagei in der warmen Kellertube zu sitzen und ein solches, fröhliches Gendwölz zu treiben. Aber das war vorbei... er war Heizer auf der „Elisabeth“ und mußte nach China...

Da sah er in der schwachen Dämmerung der Kellertube einen Tisch, sauber mit graugrünem Wachstuch bedeckt, und zwei Teller waren darauf und eine Schüssel mit Bohnensuppe. Und vor dem einen Teller saß eine Frau in einem frisch gewaschenen und gebügelten Kostüm und sah Martin Goodemann an. Sie war nicht, ob es eine alte oder eine junge Frau war, denn er konnte den Kopf nicht sehen; aber wurde ihm von der oberen Fensterbank glatt vorgegesehen. Aber dann sah er die Hand, eine kräftige, rote Hand, die sich mit dem Stiel auf und ab bewegte. Dann war der Teller leer, die Hand griff nach dem Suppenteller und füllte eine neue Portion in den Teller hinein.

Wie das dampfte! Martin Goodemann spürte voller Reid den kräftigen Geruch der Bohnensuppe in der

Nase. Der Magen begann zu knurren. Es wurde ihm ein wenig unbehaglich von der heißen Milch.

Da bildete er sich, um den Kopf der Frau zu sehen. Tausend! Das war ja ein junges Mädchen! Straff und glänzend lag das strohblonde Haar um den schmalen Kopf. Das hübsche Gesicht, das er freilich nur im Profil sah, trug die Spuren von Gesundheit. Und was für kräftige Zähne sie herzeigte, wenn sie den Mund zum Essen öffnete!

Da spürte das Mädchen den Blick des jungen Burschen. Sie schaute auf, legte den Kopf schief zur Seite und lugte zu Martin Goodemann hinaus und lachte und nickte ihm mitten in seine großen, runden Augen hinein. Er freute sich und wurde ganz warm unter den frischen jungen Augen. Das Mädchen sah wieder, aber nach jedem Löffel legte sie den Kopf schief auf die Schulter und lachte zu dem Burschen hinauf...

Der Hand wie angeleitet. Die Gedanken schossen hinter seiner Stirn hin und her. Da unten sitzen... in der Kellertube... vor der Bohnensuppe, die kräftigen Hände fassen... die roten Lippen sehen und die weißen Zähne dahinter... und dann dem Alter gegenüber auf einem Schmel hocken... Schuhe befohlen... ein tüchtiges Lied... und den grünen Papagei über sich haben... großer Gott!

Es war alles so tröstlich: Vater tot... Mutter tot... wer war überhaupt sein Vater und wer war seine Mutter? Bierzehn Jahre Waisenhaus, vier Jahre Hausknecht in dem schmutzigen Logierhaus zum Englischmann in der Niedernstraße... und dann auf die Straße gesetzt, weil er seinem Brüdern, aus Wut über vier Jahre lang schlechtes Essen eine Dohse heruntergehauen hatte. Und dann schließt man in das Heizerbureau von Samuel Witting... nur weg aus der Niedernstraße... weg aus Hamburg... hinaus auf das große, freie Meer...

Er wollte auf ein Segelschiff. Aber das ging nicht. Das konnte er denn? Konnte er ein Segel fieren? Oder eine Messialje einholen? Nichts davon. Aber die „Elisabeth“ brauchte einen kräftigen Kerl. Vier Stunden vor der Ausfahrt war ihr Heizer von Bord weg verhaftet worden. Und Martin Goodemann ließ sich ohne Besinnen anheuern. Er konnte ja in Bombay oder in China von Bord laufen und sich bessere Arbeit suchen. Nur weg aus Hamburg... auf der Stelle weit weg!

Und nun lachte ihn aus einer gemütlichen Kellertube heraus ein Mädchen an. Ein schönes, frisches Mädchen, das vielleicht noch keinen Liebschen hatte. Verdammt noch mal und er mußte weg! In zwei Stunden! Nach China! Als Heizer! Und während sie zu ihm hinaufschaute, schob ihm das Wasser in die Augen.

Da rief er sich los und rannte, die Hände in den Hosentaschen, in einem Weg bis zum Vermonststai am Baalenhafen. Da lag die „Elisabeth“, ein kleiner, schwarzer Dampfer.

Die „Elisabeth“ wurde keine Heimat für ihn. Wie lange war er schon auf See? Es war alles wie ein schlimmer Traum, der erste Maschinist, der ihn mittrauisch ansah und mit derben Griff seine Muskeln prüfte... der andere Heizer, ein robuster, schwächlicher Geselle... die wild flammende, rote Hölle im Feuerloch... der unerträglich heiße Heizerraum, in dem die Hitze ihm ihre glühenden Wellen um die Ohren schlug... der Kohlenstaub, der in die Nase hineintrug... die Ohren füllte und tief in den Rachen eindrang... der Schweiß, der in schmalen Rinnsalen aus der Stirn troff, aus allen Poren des nackten Körpers sprang und den Kohlenstaub feucht machte, daß er wie eine schwarze nasse Kruste auf der Haut lag.

Vier Stunden Arbeit, vier Stunden Ruhe... vier Stunden Arbeit, vier Stunden Ruhe. Todähnlicher Schlaf im muffigen Heizerloos über dem Feuerraum, oder kumpfschnelles Hocken auf dem Achterdeck. Dann sah er die graue See... rubellos schwappend im warmen Novemberwind... eine ungeheure Fläche, rollend, schaukelnd, Hügel aufwerfend, Täler grabend. Dann schaute er in die Richtung der Hölle: da war China. Und dann die weißschäumende Linie entlang, die der Dampf hinter sich ließ, da war Hamburg... da war eine Kellertube... ein grüner Papagei und ein lachendes Mädchen.

Martin Goodemann spürte es schon am zweiten Tag: er konnte die Arbeit nicht leisten. Er hatte kräftige Arme und konnte die Schaufel mit tüchtigem Schwung werfen... aber die entsehlte Blut, die eckart-

munglos aus dem Feuerloch herauskam und sich in Wände und Decken des Heizerraumes festsetzte, schlug mit Kohlenstößen vor seine Stirn, bis durch den Schweiß und bürte ihm das Gehirn. Er war jung... aber der harte Kohlenstaub füllte ihm die Lunge, daß jeder Atemzug wie ein scharfer Stich durch die Brust war. Er war willig, aber der schwächliche Kollege lächelte ihn durch den unheimlichen Gleichmut, mit dem er alles ertrug: Hitze, Arbeit und das Fluchen des ersten Maschinisten.

Da kam der Sturm des Atlantischen Ozean. Die „Elisabeth“ arbeitete sich schwer durch die wütende See, leuchtete und stampfte.

Martin Goodemann lag sekrant im Logis. Er wünschte sich nur das eine: der schwächliche Heizer möchte kommen, ihn mit der schweren Schaufel totschlagen und über Bord werfen. Aber an Stelle des Heizers kam der erste Maschinist, fluchte, daß man ihm in Hamburg so einen erbärmlichen Kerl an Bord geschickt habe, rief ihn an den Heizerraum.

Das Feuerloch war offen. Die rote Blut brüllte. Aus allem Eisenwerk, aus Wänden, Fußboden und Decke schob die Hitze. Der Fußboden schwankte wie eine Schaufel... der Sturm heulte im Schornstein.

Martin Goodemann fiel um. Seine Schaufel sank gegen den ersten Maschinisten. Der packte den Stiel, trieb ihn unter dem Feuerloch und brachte die dampfende Luft dicht an den Körper des Ohnmächtigen heran. Martin Goodemann schrie, sprang auf, rief dem Maschinisten die Schaufel aus der Hand und begann zu arbeiten wie ein Verdorrter. Dampf schlugen die schwarzen Kohlen in die Luft, schwarzwar Qualm wälzte sich auf, weißglühend schossen die Flammen hinterdrein.

Vier Stunden arbeitete Martin Goodemann. Schleppte Kohlen aus dem Bunker herbei und gab der Hölle zu fressen. Er spürte genau, wie die Hitze in sein Gehirn drang, wie der Verstand wegfiel... Stille für Stille. In irgend einem Winkel lag noch ein Gedanke: draußen die kalte See... die wunderbare kalte See... China? China war verbrannt... China lag da drinnen im Feuerloch... verbrannt, verbrannt!

Hamburg? Hamburg war verbrannt, verbrannt! Nein... da war noch... ganz schwarz war da noch eine Kellertube... ein alter Schuster... ein grüner Papagei... und ein freundliches Mädchen, das Bohnensuppe aß, den Kopf schief auf die Schulter legte und lachte...

Nach vier Stunden löste ihn der schwächliche Heizer ab. Er nahm die Schaufel und arbeitete... arbeitete wie ein Tier, gleichmäßig, kumpf. Unheimlich stand das Weiß seiner Augen im schwarzen Gesicht.

Fünf Minuten später sprang Martin Goodemann über Bord. Mit ihm in die brüllende See. Eine große Welle nahm ihn hoch. Er sah, wie der erste Maschinist und ein paar Matrosen über den Reeling lagen... wie die „Elisabeth“ beizudrehen versuchte... wie ein Rettungsring ins Wasser flog... er sah das alles wie ein Schauspiel, das ihn nichts weiter anging.

Es war so wunderbar kühl im Wasser... da hinten der schwarze Fied, der auf dem Wasser tanzte und immer kleiner wurde, das war die Hölle. Martin Goodemann lächelte... er war im Himmel... im fernen, kühlen Himmel. Und der Himmel trug ihn zurück, wellauf, wellab... zurück nach Bombay.

Das letzte, was er sah, war ein lachendes Mädchen und ein grüner Papagei, der über einem Schusterisch leuchtend hin und her schaukelte.

Schwester Christel.

Stizze von Renolotte Wiesel.

Schwester Christel hat Nachtdienst. Durch den Spiegel, den langen Korridor, dessen blanke, weiße Wände das Glühlicht streicht, huscht ihr eilender Fuß.

Aus verschiedenen Zimmern rufft die Klingel um Hilfe. Die fliehernde dicke Dame in Nummer eins, die so schwer an ihrem Bett zu tragen hat, findet nicht allein ins Bett zurück. Die nervöse Kranke nebenan kann das Tropfen des Waschbedenbühns nicht ertragen. Eine andere wünscht sich einmal eine Einreibung mit Chloroformöl.

Schwester Christel bleibt laufend an der Tür der heute Eingelieferten stehen. Was für Seufzen, unterdrücktes Schluchzen: Welch Jammer spricht aus diesen herzzerreißenden Lauten!

Die Schwester holt ein Veronaltablettchen aus dem Arzneischrank. Aber vor der Tür der Neuen macht sie zögernd wieder kehrt. Das weiße, löffelförmige Zellerchen, auf dem die Tablette ruht, zittert in ihrer Hand. Ihre schönen braunen Augen umflören sich. Sie fühlt: das Leid, das hinter jener Tür ausgekämpft wird, liegt nicht auf physischem Gebiet. Da hilft kein Veronal!

Im Arztzimmer brennt die Lampe mit der grünen Glode. Friedlich ladet der Korbfessel zur Rechten ein. Die Schwester darf sich nicht Ruhe gönnen. Alle Gegenstände im Zimmer, auch die weißen Türen sind zu reinigen. Die „Obermutter“ inspiziert häufig mitten in der Nacht und dann wehe der Säugigen!

Schwester Christel knipst das Decklicht an. Ihre jugendlichen Baden glühen und ihre warmen, braunen Augen leuchten, während sie den Matralappen in den Halsopapf taucht. Das Glid in ihrer Seele schreut alle Müdigkeit.

Der junge Doktor Weber, ihr Stationsarzt, liebt sie. Er wird sie zur Frau nehmen. Zwar hat er's noch nicht gerade heraus gesagt. Aber sie weiß es genug. Die erste Bärtlichkeit in seinem Blick stimmt mit dem Vertrauen, das er ihr entgegenbringt, überein. Wie innig er ihr von seiner Mutter, seiner Schwester gesprochen!

Ein hartes Knaken im Gange! Die Schwester läßt erschreckt den Arm voll sterilisierter Binden, die sie in den Glasschrank packen wollte, zu Boden fallen. Es wird Zeit, daß die Nachtwachen morgen ein Ende haben. Seit dreißig Tagen schläft sie nicht mehr ordentlich. Ihre Nerven streifen.

Sie lugt um die Ecke des Seitenterridors. Beinahe hätte sie aufgeschrien! Eine weiße, zitternde Gestalt, bleich wie eine Tote, steht im langen Nachthemd vor ihr.

„Aber, Kind, was machst du?“ Die junge Schwester nennt alle ihre Pflichten „Kinder“. — Die „Neue“ — sie ist es — zittert heftiger. „Ich kann nicht schlafen, Schwester. Darf ich nicht ein wenig bei Ihnen bleiben?“

Schwester Christel sieht die Verzweiflung in dem eingefallenen, trüher sicher einmal schönen Gesicht. Stumm holt sie die große wollene Decke aus dem Zimmer der „Neuen“, wickelt die schwächliche Gestalt sorglich ein und macht ihr im Korbfessel einen Platz zurecht.

Wie Eiseshand greift's ihr nach dem Herzen.

„Was ist mit Doktor Weber?“ „Er war mein Geliebter —“ flüßt das Mädchen im Sessel halb zischend hervor. „Er hat mir Treue geschworen, mich elend gemacht, mich an den Rand des Grabes gebracht. Seinen Namen hörte ich erst heute abend. Was tat in mir Schien, lebte wieder auf — meine alte Liebe! Die Wunde schmerzt — und wie!“

Sie legt die Handflächen an die Brust. — In der Brust der Schwester scheint für Sekunden alles Leben zu erlöschen. Eine seltsame Starrheit breitet sich in ihr. Nicht einmal Schmerz verpörrt sie. Nur grenzenlose Müdigkeit. Ja, die vielen Nachtwachen! Dann irrt ihr Blick über das Leidensgesicht vor ihr in den Rissen des Sessels. Heiß stutet die Welle in ihr zurück. Mitleid, Liebe, ein unsagbar süßes, hebreres Gefühl trägt ihre Seele wie auf Wolken hoch über ihr Eigenleid hinweg. Gut machen, was der Geliebte fehlt! Sühnen an seiner Statt!

„Ich will Ihnen helfen,“ sagt sie in festem Entschluß. „Aber wissen Sie denn, wohin Sie gehen?“ Die Kranke, über deren Züge es sich bei den Worten der Schwester wie Friede gelegt, zuckt zusammen. „Nein!“ Es klingt wie ein Hauch.

„Dann besorge ich Ihnen im Morgenrauen einen Wagen, der Sie zu meinen Eltern bringt —“

Wie Messer schneidet ihr der Gedanke ins Herz. „Mit deiner lieben Schwesterlaufbahn ist's nun vorbei. Man wird dich für deine lächerliche sofort entlassen!“

Die Kranke greift voll Inbrunst nach den Händen ihrer schönen Helferin. Sie erschrickt, als sie die Kälte der schlanken Finger spürt.

„Ich heiße Irene Detmer,“ beginnt sie schüchtern. „Bin aus gutem Hause, aber verarmt. In einer Familie, wo ich Kindergärtnerin war, lernte ich Dr. Weber kennen, und dann —“

„Das Sprechen strengt Sie an,“ unterbricht die Schwester sie hastig. „Später können Sie ja —“

Weiter kommt sie nicht. Ein Klopfen, dem ein Klingeln folgt, erschüttert die nächtliche Stille.

„Himmel, die Obermutter — unsere Oberin!“ — Die Schwester ist ganz bleich geworden. „Gehen Sie in Ihr Bett zurück, schnell!“

Sie trägt Irene mehr, als sie sie führt, an ihre Zimmertür, und atmet erst auf, als die schwere Klinke hinter der Kranken ins Schloss gefallen.

In der Nacht zu mir? Du erfährst, daß ich hier bin und es lieb Dich keine Ruhe?“ — zögernd streicht ihre matte Hand über sein Haar. — „Du willst gut machen, was Du an mir gefehlt? — Nein, nicht davon reden! Ich bin ja so glücklich, daß Du gekommen bist!“

Ein seltsames Lächeln legt sich um ihren Mund. Und als er statt aller Antwort beruhigend ihre Wangen streichelt, bittet sie verschämt: „Küß mich, Liebster, wie Du mich damals geküßt!“

Doktor Weber erhebt sich in peinlichster Verlegenheit. Scheu wendet er den Kopf. Die Stelle an der Tür, wo Schwester Christel gestanden, ist leer.

Er sieht die inbrünstige Sehnsucht in Ireces seinem Antlitz, das schon der Tod gezeichnet, und er beugt sich nieder und drückt seine Lippen auf den heißen Mund der Kranken.

„Nun will ich schlafen!“ — Sie brecht den Kopf zur Seite. Des Doktors leises Hinausgehen hört sie nicht mehr.

Schwester Christel hat die Tür des Arztzimmers hinter sich verriegelt. Auf den Knien liegt sie neben dem Korbfessel. Ihr Körper zuckt wie im Krampf.

„Christel, mach' auf!“ Sie fällt sich die Ohren zu, um die geliebte, bittende Stimme nicht zu hören. Erst, als die Schritte des Mannes im Gange verhallt, die Flurtür sich hinter ihm geschlossen, erhebt sie sich. Sie schwankt. Das tränenselose Schluchzen schüttelt sie, wie der Sturm ein junges Herbstbäumchen rüttelt.

„Gorbei —!“ murmelt sie dumpf. Sie durchschneidet den Gang, die Flurtür zu schließen. Wie schwer ihre Füße sind!

Morgen wird sie die Oberin bitten, ihr eine andere Station anzugeben. Vielleicht eine der Follerkorridore? — Mechanisch nimmt sie ihre Arbeit wieder auf. Die blyblont polierten Glasretorten spiegeln unter ihren streifigen Händen ihr Bild wider. Ist das sie, die lustige Christel? Dies langgezogene, bittere Trauergefühl?

Wieder schellt es draußen. Desmal ist es wirklich die „Obermutter“.

„Sehen schlecht aus, Kind. Na, die Nachtwachen haben ja morgen ein Ende.“

Sie überschaut prüfend den weißen Raum, fährt mit der Hand über die Türleisten.

„Schön fleißig gewesen? — Was ich sagen wollte, sehen Sie doch mal nach Nummer sieben!“ Der Herr Professor hat mir's geschrieben. Die neue Patientin ist schwerkrank. Voraussichtlich —“

Sie beendet den Satz nicht. „Kommen Sie, ich werd' mal selbst —“

— Sie lauscht an der Tür. „Alles still —“ Christels Zittern bemerkt sie nicht.

„Sie öffnet vorsichtig. Irene Detmer fällt noch immer mit glückseligem Lächeln den Kopf zur Seite gewendet. Die Oberin tritt im Schein des elektrischen Lichtes, das sie entzündet, lautlos näher. Während ruht ihr Blick auf dem wachsernen Gesicht. Dann nimmt sie erschreckt Ireces Hand in die ihre.

„Schnell, Schwester Christel, telefonieren Sie Herrn Doktor! Möchte sofort kommen!“

Diese Schwermut, aber auch etwas wie Erlösung ist in Christels Gesicht, als sie die Hörer anhängt. „Das Glid hat sie getötet!“ flüstert sie leise.

Die Oberin schüttelt wieder und wieder den Kopf. „Das ist so schnell mit ihr ging! Und diese weckerte Freude in ihrem Gesicht!“

Sie zerrückt eine Fraue in den alten Augen, die so müllertlich aus dem rosen Vollmondgesicht heraus schauen. Die Gleichheit, viel trante Menschen werden zu leben, hat sie nicht stumpf gemacht gegen die Realität des Todes.

Als der Doktor, den der Telefonat aus hoffnungslosem Briten befreit, atemlos in der Station ankommt, findet er die „Obermutter“ auf den Knien — betend — an Ireces Lager.

Christels Blick wickelt dem seinen aus, als sie ihn im Morgenrauen bis zur Tür das Gesicht gibt.

„Christel, bittet er in tiefem Ernst, lassen Sie mich in meiner Verzweiflung nicht allein! — Ich bin als Kammerdiener lange, lange nicht um Sie werden. Aber nehmen Sie mit die Hoffnung nicht an, daß Sie mich — wenn auch jetzt noch nicht — verzeihen!“

Seine graumollen Augen suchen die ihren. Sie hat das bohrende Leid in den abstrichenen Wänden. Mit einer freien, schönen Bewegung streckt sie ihm die Hand entgegen.